

Wie man einem Alptraum entflieht

Dieser Traum, in dem ich mich gerade befinde, den hatte ich schon einmal. Langsam, Stück für Stück, kommen die Erinnerungen wieder ans Licht. Ich bin ein Einbrecher und plane mit meinem Komplizen einen Raub im Reichenviertel. So viel weiß ich noch.

Da sind wir also: Er ist durch eine Falltür in einen engen Raum unter dem Fußboden geklettert und arbeitet jetzt an der Tür des Tresors. Ich stehe oben Schmiere und blicke wachsam durch die Dunkelheit. Ab und zu gebe ich meinem Komplizen das eine oder andere Werkzeug.

Gerade habe ich ihm einen Schraubenschlüssel nach unten gereicht, da fällt mir etwas siedend heiß ein. *Am Ende dieses Traumes bin ich tot. Ermordet.*

Aber wie wird es noch gleich passieren? Ich betrachte das Loch im Boden. *Er wird mich umbringen, denke ich. Wenn wir hier fertig sind, dann wird er mich umbringen, damit er den Zaster nicht teilen muss.*

Es läuft mir eiskalt den Rücken herunter. Sobald er das Geld hat, gibt es für ihn keinen Grund mehr, mich am Leben zu lassen. Ich stehe alleine im Dunkeln mit meinem Mörder. Indem ich bleibe, laufe ich dem Tod in die Arme.

Als eine Hand aus der Senke hervorschießt, zucke ich zusammen. Er hält mir den Schraubenschlüssel wieder entgegen. Zögerlich nehme ich ihn zurück. *Jetzt oder nie.*

So leise wie möglich schlüpfe ich aus meinen Schuhen – wenn er hört, dass ich abhaue, ist es aus – und nehme die Beine in die Hand. Meine Socken können gerne dreckig werden, ich renne um mein Leben.

Draußen auf der Straße graut der Morgen. Ausgerechnet jetzt gehen die Laternen aus, und ich jage im Halbdunkel an den schlafenden Häusern vorbei. Alle paar Sekunden werfe ich einen panischen Blick über die Schulter, in Richtung des Anwesens, in das ich vorhin erst eingebrochen war. Jeden Moment wird ihm auffallen, dass ich nicht mehr da bin, und er wird sich auf die Suche nach mir machen.

Ich muss nicht weit kommen, schießt es mir durch den Kopf, nur weit genug. Irgendwohin, wo er mich nicht finden kann.

An der nächsten Kreuzung überquere ich die Straße, reiße das nächstgelegene Gartentor auf und eile zur Tür. Es ist ein unscheinbares Einfamilienhaus in einer Reihe von gleich aussehenden Häusern.

Meine Faust schlägt an der Tür und das Herz in meiner Brust. Eine halbe Minute vergeht und fühlt sich an wie eine halbe Ewigkeit. Mein Verfolger hat mich noch nicht gefunden, doch das ist nur eine Frage der Zeit. Noch ist die Straße hinter mir leer.

Endlich öffnet sich die Tür eine Handbreit und ein Lichtstrahl fällt auf mich. Hinter der Tür blickt mir das irritierte Gesicht einer Frau mittleren Alters entgegen. Sofort fange ich an, auf sie einzureden.

„Bitte lassen Sie mich rein! Ich werde verfolgt, verstehen Sie? Keine Sorge, Sie werden da nicht mit reingezogen, aber lassen Sie mich bei Ihnen bleiben, bis ich die Polizei gerufen habe!“

Die Frau ist schweigt, macht aber einen Schritt zur Seite, damit ich eintreten kann.

„Danke“, sage ich schnell.

Sobald die Tür hinter mir ins Schloss fällt, weicht jegliche Angst aus mir. Die Frau verschwindet, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, in den Tiefen ihres Hauses. Sie scheint so überrumpelt, dass sie mir leidtut, aber die Erleichterung über mein Entkommen aus dem Alptraum überwiegt. Der Anruf geht schnell. Die Frage, ob es wirklich so schlau ist, inmitten eines Raubes die Polizei zu rufen, hebe ich mir für später auf. Im Moment ist die Polizei mein Freund.

Während ich warte, kommt mein Herz zur Ruhe. Hier in der Sicherheit des hell beleuchteten Hauses wirkt meine Lage viel weniger bedrohlich; Mir wird beinahe leicht zumute.

Am Ende des kleinen Flurs, in dem ich mich befinde, hängt ein langer Garderobenspiegel. Meine Gestalt sieht darin fast ein wenig unheimlich aus: von oben bis unten schwarz gekleidet, bis auf die Socken. Kein Wunder, dass die Frau so verstört ist.

Ich lasse den Blick schweifen. Neben dem Spiegel steht eine Tür einen Spaltbreit offen.
Teils aus Neugier, Teils aus Langeweile nähere ich mich und spähe in den dunklen Raum dahinter.

Es muss eine Art Wohnzimmer sein, denn das einzige, das ich im schmalen Lichtschein erkenne, ist ein kleines Sofa. Auf den zweiten Blick sehe ich, dass darauf ein Mann schläft. Dann graut es mir – ich betrachte eine Leiche.

Erschrocken mache ich einen Satz zurück und drehe mich zum Spiegel. Hinter mir steht die Frau.

Das Licht geht aus.